

**Professor Dr. Rolf Schieder**, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

13. Sonntag n. Trinitatis, 18. September 2011, 18 Uhr

Predigt über Markus 3,31-35

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist, und der da war, und der da kommt. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag findet sich im Evangelium des Markus im 3. Kapitel:

*„Da kommen seine Mutter und seine Geschwister, und sie blieben draußen stehen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. Und das Volk saß um ihn herum, und sie sagten zu ihm: Schau, deine Mutter und deine Brüder und Schwestern sind draußen und suchen Dich. Und er entgegnete ihnen: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Geschwister? Und er schaute die im Kreis um ihn sitzen, einen nach dem anderen, an und spricht: „Das hier ist meine Mutter, und das sind meine Brüder und Schwester! Denn wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester.“*

Liebe Gemeinde,

jeder von uns hat seine ganz eigene Geschichte mit biblischen Erzählungen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, als ich diese Erzählung zum ersten Mal im Kindergottesdienst hörte. Als Jüngster in der Familie hatte ich ein sehr enges Verhältnis zu meinen Geschwistern. Ich bewunderte sie und eiferte ihnen nach. Und auch das Verhältnis zu meiner Mutter war herzlich. Folglich fand ich das Verhalten Jesu schlicht „unmöglich“. Wie kann man die eigene Familie so brüskieren? Was wären wir ohne unsere Familien? Sie haben uns geprägt. Dort haben wir unsere Wurzeln, die man nicht ohne Not kapfen sollte. War Jesus ein undankbarer Sohn?

Ein Familienmensch war er jedenfalls nicht. Wahrscheinlich wäre es Maria, seiner Mutter, lieber gewesen, wenn er ein ganz normales Leben geführt hätte. Wahrscheinlich hätte sie sich lieber an vielen Enkeln erfreut als über einen sterbenden Sohn am Kreuz geweint. Und auch seine Geschwister mögen sich ihren Teil gedacht haben: Er verleugnet seine eigene Herkunft! Er hält sich für auserwählt! Er bildet sich ein, dass er etwas Besseres ist.

Jesu Wertschätzung der Familie war nicht besonders hoch. Sehr laut wagen wir das in der Kirche aber nicht zu sagen. In nicht einmal 100 Tagen feiern wir wieder Weihnachten. Wir feiern es als Familienfest. Das „traute hochheilige Paar“ mit seinem „holden Knaben“ wird – wie alle Jahre – wieder besungen werden. Weihnachten wird auch 2011 als ein Fest begangen werden, bei dem Christen wie Konfessionslose bekunden, dass ihnen die Familie heilig ist. Viele freuen sich darauf. Viele fühlen sich aber auch von den Erwartungen, die damit verbunden sind, nachgerade überfordert.

Kommt unser Text also denen entgegen, die mit Familienromantik gerade gar nichts anfangen können? Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich auf den Text auf dem Höhepunkt meiner Pubertätszeit reagiert habe. Jetzt fand ich Jesu Verhalten gar nicht mehr „unmöglich“. Ich fand es richtig „cool“, dass ich mich mit Jesu Hilfe von der damals als richtig peinlich empfundenen Familie emanzipieren konnte. Das Verhältnis zu meiner Familie hat sich später wieder entspannt. Aber wahrscheinlich können mir viele zustimmen, wenn ich sage: Familien sind ambivalente Einrichtungen. Sie sind unbestreitbar Quelle und Ursprung menschlichen Zusammenlebens. Sie können aber auch eine destruktive Kraft entfalten. Psychotherapeutische Praxen sind voll von Menschen, die sich an traumatischen Erfahrungen in ihren Familien abarbeiten.

Auch die Geschichte von Kain und Abel, die wir vor wenigen Minuten gehört haben, zeigt uns, dass Familienbände nicht vor Mord und Totschlag schützen. Es sind nicht die Gene, es sind nicht die Blutsbände, die Gemeinschaft stiften. Auch die Frage, ob ein Kind zur Welt kommen darf, ist keine Frage der Biologie, sondern eine Frage an die Eltern, ob sie „Ja“ zu ihrem Kind sagen wollen und können. Pro Jahr entscheiden sich in Deutschland 120.000 Eltern dagegen.

Familien sind nicht einfach gegeben. Familien sind eine Aufgabe. Eine Familie muss sich immer wieder neu erfinden, wenn die Kinder heranwachsen und die Eltern älter werden. Sie ist eine bleibende Herausforderung. Jede Familie hat ihre ganz eigene Ordnung und folgt ihren eigenen Prinzipien. In unserer hochgradig mobilen Welt haben sich viele verschiedene Modelle herausgebildet, eine Familie zu organisieren. Wie auch immer aber Beruf, Kinder, Karriere im Einzelfall unter einen Hut gebracht werden – allemal gilt, dass im Idealfall das Ordnungsprinzip einer Familie die Liebe ist. Im wirklichen Leben bestimmen freilich eine ganze Reihe weiterer Gefühle das Zusammenleben mit. Was es aber allemal braucht, ist das Gefühl, dass das Zusammenleben so geordnet ist, dass es für jeden akzeptabel ist.

Was also Jesus über seine Familie, über die Familie Gottes sagt, das gilt ganz genauso für die biologische Familie. Jesus sagt: „Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter“! Wenn wir den Willen Gottes als das Zusammenspiel von Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe verstehen, dann verliert diese Aussage Jesu ihre scheinbar familienkritische Stoßrichtung. Innerhalb wie außerhalb unserer Herkunftsfamilien ist ein wohl geordnetes Zusammenleben nur gesichert, wenn wir den Willen Gottes, der die Liebe ist, tun.

Das Problem des Verhaltens und der Aussagen Jesu besteht also nicht in seiner scheinbaren Familienkritik. Das Problem besteht in etwas ganz anderem. Denn was so einfach klingt, das ist – wie wir aus eigener Erfahrung wissen – schwer in die Tat umzusetzen. Jesus fordert uns auf, den Willen Gottes tun. Als ob das so einfach wäre! Selbst wenn wir den Willen Gottes tun möchten, müssen wir öfter als uns lieb ist mit dem Apostel Paulus feststellen: „Denn nicht das Gute, das ich tun will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, das treibe ich voran.“ (Römer 7,19) Und weiter heißt es im Römerbrief: „Wenn ich aber gerade das tue, was ich selbst nicht will, dann bin nicht mehr ich es, der handelt, sondern die Sünde, die in mir wohnt.“ (Römer 7,20) Das Problem besteht darin, dass wir zu dieser eigentlich doch so einfachen Übung der Liebe nicht fähig sind, weil die Sünde in uns wohnt. Wir sind nicht so, wie wir gerne sein möchten und wie Gott uns gemeint hat.

Und so könnte man an Jesus die kecke Rückfrage stellen: Wie groß ist denn deine Familie, wenn nur die dazu gehören, die den Willen Gottes tun? Selbst deine Jünger haben dich verraten. Stehst du am Ende nicht als Einzelkind da? Du der Sohn Gottes – wir aber: nicht Töchter und Söhne Gottes, sondern Kinder dieser Welt, nicht deine Schwestern und Brüder, sondern gefangen in unseren selbst gewebten Netzen, gefesselt an unsichtbare Mächte und Dämonen. Kannst du unter uns fehlbaren Menschen die Familie finden, von der du träumst?

Was für eine Familie kann das sein, die Jesus vor Augen hat? Eine Familie der Perfekten kann es nicht sein. Es kann eigentlich nur eine Familie der Sünder sein, die daran glauben, dass Gott ihnen gnädig ist. Den Willen Gottes tun – das hieße dann zunächst, einen ungeschminkten Blick auf uns und unsere Fähigkeit werfen. Es hieße ferner, wirklich und wahrhaftig daran zu glauben, dass Gott barmherzig ist. Gottes Willen tun, das hieße schließlich, die von Gott empfangene Gnade, Barmherzigkeit und Liebe weiterzugeben, so gut wir das eben können. Die Brüder und Schwestern Jesu sind eine Familie der gerechtfertigten Sünder.

Als solche sind wir dann aber auch Schwestern und Brüder Jesu. Die Taufe ist das Symbol dieser Zugehörigkeit und dieser Zusammengehörigkeit. Im Grunde wird durch die Taufe eine doppelte Kindschaft etabliert. Ein Taufpate heißt im Englischen „Godfather“ – und das soll heißen, dass wir über unseren biologischen Vater hinaus noch jemanden haben, der in dieser Welt wie ein Vater Sorge für uns tragen will, wenn es denn nötig wird. Und wir haben darüber hinaus noch einen Vater im Himmel. Wir sind und bleiben die Kinder unserer Eltern – und zugleich sind wir ein Kind Gottes. Wir haben eine Herkunftsfamilie – und zugleich gehören wir der Kirche als Familie Gottes an. Wir haben leibliche Geschwister – und zugleich haben wir auf der ganzen Welt Brüder und Schwestern im Glauben. Wir sind gegenwärtig Bürger eines Landes – und zugleich haben wir ein Bürgerrecht im Himmel.

Wozu soll diese Doppelstruktur unserer christlichen Existenz gut sein? Wir werden durch sie daran erinnert, dass wir im Vorhandenen nicht aufgehen. Unsere Zukunft ist nicht gänzlich von unserer Herkunft bestimmt. Unsere Lebenszeit ist in der Ewigkeit Gottes aufgehoben. Ist ein solcher Glaube eine billige Flucht aus einem anstrengenden Leben? Erfindet man sich nicht einfach ein Netz und einen doppelten Boden, weil man die Tatsache einfach nicht aushält, dass dieses Leben und diese Existenz nun einmal nicht perfekt sind? Der Gedanke, dass wir letztlich der Familie Gottes angehören, ist kein billiger Trick, mit dem wir uns über die wirkliche Welt täuschen. Ganz im Gegenteil hat der Glaube, der diese Welt am Reich Gottes misst, eine revolutionäre, weltverändernde Kraft.

Unser Predigttext gibt Antwort auf zwei elementare Fragen. Die erste lautet: „Wo gehöre ich hin?“ und die zweite lautet: „Worauf kann ich mich verlassen?“

„Wo gehöre ich hin?“ In einer sich globalisierenden Welt kann die leibliche Familie nur vorübergehend Heimat sein. Gerade wenn wir unsere Familiengeschichte in den Blick nehmen, werden wir unweigerlich an die Vergänglichkeit und das Vorübergehen unseres Lebens erinnert. Familien zerbrechen. Familien werden zerstreut. Traditionen sterben aus. Die Mitgliedschaft in der Familie Gottes hingegen ist unverbrüchlich. In der Metropole Berlin sind in den letzten 20 Jahren mehr als 120 fremdsprachige christliche Gemeinden entstanden – 80 davon sind afrikanische, 20 davon sind asiatische Gemeinden. Die Zeichenhandlung Jesu, als er die im Kreis Sitzenden ansah und sprach: „Das hier ist meine Mutter und das hier sind meine Brüder und Schwestern!“ hatte eine ungeheure weltgeschichtliche Wirkung. Es entstand eine weltweite Kirche, die Millionen von Menschen Heimat jenseits ihrer Heimat bietet. Nicht das Biologische bestimmt mehr darüber, ob ich anderen Bruder oder Schwester, Mutter oder Vater bin. In Klöstern fanden sich Unverheiratete zusammen, die füreinander Brüder und Schwestern waren. In den Krankenhäusern und Pflegeheimen begegnen wir Schwestern, die für Bedürftige sorgen.

„Wo gehöre ich hin?“ Unser Leben ist ein Weg von innigster Intimität im Mutterleib und als Säugling zu völliger Individualität in der Stunde unseres Todes. Diesen erleiden wir ganz allein. Diesen Weg vom Säugling bis zum Greis kann man ganz verschieden deuten: als einen Weg von höchster beglückender Nähe zur tiefster verzweifelter Einsamkeit. Oder aber als einen Weg von notwendiger Abhängigkeit zu immer größerer innerer Freiheit und Unabhängigkeit. Es kommt darauf an, wie man für sich die Frage „Wo gehöre ich hin?“ beantwortet. Der Heidelberger Katechismus stellt und beantwortet die Frage (gleich in seiner 1. Frage) so: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin, der mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommlich bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst hat und also bewahrt, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt fallen kann, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muss.“

Zur Antwort auf die Frage: „Wo gehöre ich hin?“ tritt die Frage: „Worauf kann ich mich verlassen?“ In der Regel können wir uns auf unsere Herkunftsfamilie verlassen. Immer noch wachsen mehr als zwei Drittel aller Kinder in Deutschland mit Vater und Mutter zusammen auf. Und doch wissen wir alle, wie zerbrechlich Beziehungen geworden sind. Auch Jesus scheint ein klares Bewusstsein von den Grenzen familialer Strukturen gehabt zu haben. Seine eigenen Verwandten hielten ihn für verrückt und versuchten sich „seiner zu bemächtigen“, mit anderen Worten: ihn am öffentlichen Auftreten zu hindern. So gut und wichtig es ist, sich in einer Familie beheimatet zu fühlen, so sehr muss man sich doch darüber im Klaren sein, dass Familien nur über begrenzte Ressourcen verfügen.

Das Neue Testament berichtet an vielen Stellen davon, wie sich die junge Gemeinde Jesu beispielsweise um die Witwen kümmerte. Wenn man sich den Erfolg der christlichen Gemeinden in den ersten Jahrhunderten erklären will, dann liegt er nicht zuletzt darin begründet, dass sich die Gemeinden um all die kümmerten, die keine Familie mehr hatten. Jesu Aussage: „Das hier ist meine Mutter, und das hier sind meine Brüder und Schwestern!“ hatte also ganz handfeste soziale Wirkungen. Die Gemeinde kümmerte sich. Darauf war Verlass. Weil in unserem Land „Vater Staat“ in der Vergangenheit so umfassend für alle gesorgt hat, haben wir die diakonischen Aufgaben von „Mutter Kirche“, also von uns Brüdern und Schwestern, ein wenig aus dem Blick verloren. Aber die diakonischen Pflichten gegenüber unseren bedürftigen Brüdern und Schwestern werden in Zukunft zunehmen. Als Brüder und Schwestern Jesu sind wir aufgefordert, verlässlich zu sein – und sei es nur darin, ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte unserer Nächsten zu haben.

Das Paradoxe christlicher Hilfsangebote besteht freilich darin, dass diejenigen, die Hilfe anbieten, es sich nur selten erlauben, andere um Hilfe zu bitten. Da man anderen ja nicht zur Last fallen will, weiß man gar nicht so recht, wie denn der Prozess des Helfens in Gang kommen soll. Und so scheint es mir geradezu typisch für unsere Gemeinden zu sein, dass viele Gutwillige und Hilfsbereite sehr wenig davon erfahren, wo bei ihren Brüdern und Schwestern der Schuh eigentlich drückt. Der Wochenspruch lautet: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Man kann den Wochenspruch aber auch so variieren: „Was ihr euch habt geben und tun lassen von euren Geschwistern, das habt ihr von mir empfangen.“ Helfen und sich helfen lassen, schenken und sich beschenken lassen müssen im Geist der Liebe in einer Balance sein, damit keine falsche Überheblichkeit der Helfenden gegenüber den Hilfsbedürftigen und keine falsche Scham bei dem Hilfsbedürftigen entsteht. Verlassen sollten wir uns also darauf, dass in beidem, im Geben und im Empfangen, im Tun und im „Tun-lassen“ die Liebe Gottes aufscheint, die alles menschliche Liebesbemühen stützt und trägt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.